

Zeitschrift: Oltner Neujahrsblätter

Herausgeber: Akademia Olten

Band: 81 (2023)

Artikel: Kerzen anzünden reicht mir nicht : Bruno Kissling über seine fünf Fahrten an die ukrainische Grenze

Autor: Bitterli-Zehnder, Isabelle

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1035108>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Kerzen anzünden reicht mir nicht

Bruno Kissling über seine fünf Fahrten an die ukrainische Grenze

Isabelle Bitterli-Zehnder

Bruno Kissling – wer kennt ihn nicht? An den meisten lokalen Veranstaltungen ist er anzutreffen. Freundschaftlich scherzend fotografiert er, was auch immer von öffentlichem Interesse ist und eilt zackig zum nächsten Ort – in seiner typisch leicht schrägen Haltung, bedingt durch die schwere Fototasche, die an seiner Schulter hängt. Immer ist er gut gelaunt; darum schafft es auch kaum jemand, mit zu ernster Miene in seine Kamera zu blicken. 2022 hat er – ganz ohne Kamera – vielen Flüchtenden aus der Ukraine ein Lächeln ins Gesicht gezaubert. Wie ist es dazu gekommen? Diesen und anderen Fragen ging ich, die ich ihn auf einer seiner Fahrten begleitet habe, auf den Grund.

Bruno, wie ist es eigentlich zu diesen Fahrten nach Polen gekommen?

Ich hatte die politischen Entwicklungen in der Ukraine schon seit längerer Zeit beobachtet. Als der Krieg losging und ich auf dem gemütlichen, coronabedingt weichgesessenen Sofa die Nachrichten verfolgte, liessen mich die Bilder von Zerstörung und Flucht nicht mehr los. Der Gedanke, für einmal nicht nur eine Geldspende zu tätigen, reifte schnell. Es gab viele Solidaritätsaktionen, Gebäude wurden in gelbblaues Licht getaucht, Kerzen angezündet. Das war zwar schön, aber das reichte mir nicht, ich wollte konkret helfen.

Wie bist du vorgegangen?

Auf Google Maps habe ich die Distanz zu einem zufällig gewählten Grenzort gemessen. Bis dorthin sind es 1500 Kilometer, eine stolze Strecke, die der Distanz Hägendorf–Sizilien entspricht. Das schien mir realisierbar. Die vage Idee, Hilfsgüter an die Grenze zu bringen und auf dem Rückweg Flüchtlinge mitzunehmen, postete ich in einer ukrainisch-schweizerischen Facebook-Gruppe. Schnell wurde ich von Menschen kontaktiert, die zu ihren Verwandten in die Schweiz fliehen wollten und eine Mitfahrgelegenheit suchten.

Welche Schwierigkeiten gab es bei der Planung?

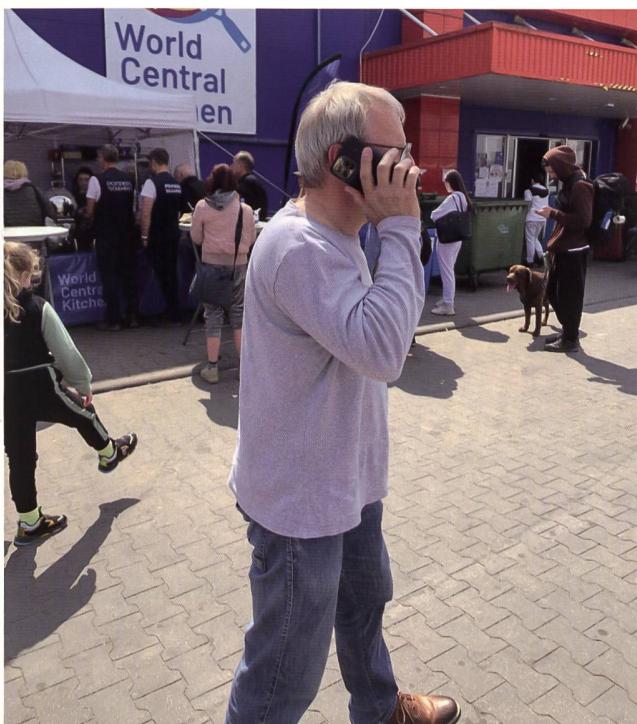
Es war ein stetes Auf und Ab. Zuerst musste ich ein Datum fixieren, dann eine Mitfahrerin oder einen Mitfahrer finden, und beide mussten wir beim Arbeitgeber einen freien Tag beantragen. Dann hiess es, Hilfsgüter zu sammeln, das Auto sollte sowohl bei der Hinreise wie auch auf dem Weg zurück in die Schweiz voll beladen sein. Das Schwierigste aber war, mit den ausreisewilligen Flüchtlingen in Kontakt zu bleiben. Sie waren meist auf der Flucht irgendwo in der Ukraine unterwegs, harrten manchmal ohne Funkempfang in einem Luftschutzkeller aus, manchmal war auch einfach der Akku des Handys leer.

Erzähle von den verschiedenen Fahrten!

Jede Reise war anders. Ich wurde von fünf verschiedenen Personen begleitet, das waren fünf Mal andere Gespräche, andere Passagiere und diverse Bedingungen an den Grenzen, andere Emotionen und natürlich wechselnde klimatische Bedingungen. Auf der ersten Fahrt, am 7. März, herrschten Minustemperaturen. Der Bus war bis unter die Decke mit Hilfsgütern gefüllt. Wir sind beinahe ohne Unterbruch gefahren, nachts um zwei Uhr haben wir im Auto ganz kurz geschlafen, sind aufgrund der Kälte aufgewacht, haben das Eis von den Fenstern gekratzt und sind weitergefahren. Es war surreal: Die grosszügigen, makellosen Autobahnen waren leer, um uns herum breiteten sich schier endlose Felder aus, ab und zu überholten wir ein Auto des Roten Kreuzes. Still fuhren wir einem fantastischen Sonnenaufgang entgegen. Der prächtige Himmel wurde heller, und wir wussten, wenn die Sonne über uns ist, würden wir an der Grenze zu einem Kriegsland stehen.

Hattest du nie Angst?

Nein. Falls Polen auf einmal angegriffen werden sollte, so kaum bei diesem unbedeutenden Grenzübergang. Zudem hatte ich keine Zeit, darüber nachzudenken. Während der Fahrt war ich immer in Kontakt mit der Koordinatorin der ukrainischen Facebook-Gruppe sowie mit einigen Flüchtlingen. Man musste herausfinden, ob es die meinem Bus zugeteilten Mütter und Kinder an die Grenze geschafft hatten oder eben nicht. Schliesslich war es für sie eine unberechenbare Reise durch ein Land mit nächtlichen Ausgangs- und Strassensperren und einem nicht mehr gut funktionierenden öffentlichen Verkehrssystem. Es herrscht Krieg, da ist Planung und Kommunikation kompliziert.



Was hat euch beim ersten Mal an der Grenze erwartet?

Im Flüchtlingslager haben wir zuerst alles ausgeladen, die Helfer vor Ort waren froh um jede noch so kleine Lieferung. Alles schien sehr improvisiert und unorganisiert. Kleine Zelte waren in aller Eile von Hilfsorganisationen aufgebaut worden, Privatpersonen mit Wohnmobilien kochten kostenlose Mahlzeiten für alle. An jenem Tag wurden in Polen insgesamt 150 000 Flüchtlinge erwartet, zum Teil hatten diese Menschen nicht mehr als zwei bis drei Plastiksäcke oder kleine Rucksäcke dabei, Kinder trugen ihre Haustiere, hatten Hunger und waren müde. Ein Car nach dem anderen brachte die Menschen von der Grenze ins Auffanglager. Die Flüchtlinge wurden dort medizinisch versorgt, konnten die sanitären Anlagen benützen, sich registrieren und zum ersten Mal in Ruhe überlegen, was sie überhaupt tun sollten. Die meisten wollten gar nicht weiterreisen, viele dachten, dass der Krieg in zwei bis drei Wochen vorbei sein würde und sie zurückkehren könnten.

Welche Hilfsgüter hat man gesammelt, und wie hat man sie verteilt?

Den Ankömmlingen fehlte es an allem. Nötig waren vor allem einfache Alltagsgegenstände wie Hygieneartikel, Zahnbürsten, Desinfektionsmittel, Seife, Windeln, Tierfutter und Medikamente. Alles wurde von den freiwilligen Helfern sortiert und für die Flüchtlinge bereitgestellt. Medizinische Güter wurden separat gesammelt und per LKW in die Ukraine gebracht.

Wie hast du deine Passagiere gefunden, und was kannst du über sie erzählen?

Die Koordinatoren im Camp wussten über alle Fahrten Bescheid und wiesen die Flüchtlinge zu. Das Gelände war gut bewacht und jede Person wurde registriert, auch die Fahrer. Die Helfer mussten schnell auf Änderungen und frei gewordene Sitzplätze reagieren. So zum Beispiel bei einer mir zugeteilten, hochschwangeren Frau, die auf der Flucht ihr Fruchtwasser verloren hatte. Ihr Kind kam dann im Spital von Lwiw per Kaiserschnitt zur Welt. Isabelle, du warst ja dabei, als wir sie drei Wochen später mitnehmen konnten, zusammen mit ihrem Frühchen. Es gab auch Passagiere, die sichtbar gezeichnet oder stark traumatisiert waren. Mütter hatten es besonders schwer. Sie mussten den Kindern Hoffnung und Zuversicht spenden, gleichzeitig versuchten sie – manchmal vergeblich – mit ihren Ehemännern in Kontakt zu bleiben.

Wie hat sich die Situation an der Grenze zwischen deiner ersten und der letzten Fahrt verändert?

Alles wurde professioneller und ruhiger. In einem leeren Einkaufszentrum hat man ein grosses Matratzenlager eingerichtet, in einer improvisierten Kantine erhielt man warme Mahlzeiten und Proviant für die Weiterreise. Die Flüchtlinge konnten ihre Handys laden und erhielten kostenlose SIM-Karten, was enorm



hilfreich war, denn die Kommunikation mit den Angehörigen war sehr wichtig. Vor Ort war auch ein Careteam, um traumatisierte Personen und Kinder psychologisch zu unterstützen.

Wie hast du diese Fahrten finanziert?

Die erste Fahrt wollte ich eigentlich selbst finanzieren. Unterwegs habe ich ab und zu auf meiner Facebook-Seite einen Eintrag gemacht, um mein Umfeld auf dem Laufenden zu halten. Das schlug sehr hohe Wellen und auf einmal erreichten mich Spenden via Twint, ohne dass ich dazu aufgerufen hätte. Nach der zweiten Fahrt durfte ich beim IPFO-Fotoabend im Kino Capitol über diese Reisen erzählen. Die Ticketeinnahmen gingen ebenfalls an mein Projekt und von den Besucherinnen und Besuchern kamen weitere Spenden dazu.

Wie sind deine Familie und dein Umfeld mit deinem Engagement umgegangen?

Meine Frau hatte vor allem zu Beginn Angst, was ich natürlich verstehen kann. Den Kindern hingegen gefiel meine Idee sehr gut, dabei spielt bestimmt der Al-

tersunterschied eine grosse Rolle: Die heranwachsende Generation findet fast alles gut, was man aus Überzeugung tut. Es ist mir aber bewusst, dass meine Familie sehr viel Verständnis aufbringen musste, und ich bin ihr, und vor allem meiner Frau, dafür sehr dankbar.

Gab es kritische Stimmen?

Natürlich, aber sie waren selten. Einige fanden, man tue ohnehin schon zu viel für Flüchtlinge, andere lehnten grundsätzlich jegliche Art von privater Initiative ab, da zentral geregelte Hilfe wirkungsvoller sei. Zwar hat der Staat sehr viel geleistet – die Registrierung und Unterkünfte wurden organisiert, Sprachkurse aufgebaut und vieles mehr –, aber die Mühlen der Politik drehen ein wenig langsamer, verständlicherweise, denn die Aufgabe ist grösser und viel komplexer. Private oder kleinere Hilfsorganisationen konnten schnell und zudem vor Ort helfen. So wurden zum Beispiel Transporte in die Schweiz nicht staatlich, sondern privat organisiert. Die Mütter mit ihren kleinen Kindern waren unendlich dankbar, und jeder, der Kinder hat, kann das nachvollziehen.

Wie steht es um die Flüchtlinge, die du kennengelernt hast?

Eigentlich wollten diese Menschen, Frauen mit ihren Kindern, nie weg aus der Ukraine, sie mussten ihre Ehemänner, Brüder und Väter im Krieg zurücklassen. Die meisten von ihnen haben aber die Chance wahrgenommen, zu Verwandten in die Schweiz zu reisen. Sie hatten alle bereits im Voraus die Zieladresse den Koordinatoren bekannt gegeben. Wir haben sie meist direkt zu ihren Gastfamilien im Raum Zürich, Basel oder Biel gebracht. Dort versuchen sie nun, sich zu integrieren und ihren Kindern ein möglichst unbelastetes Leben zu bieten, damit diese ihre zum Teil traumatischen Erlebnisse besser verarbeiten können. Eine Mitfahrerin hat Fotos ihres neu gebauten Hauses im Dorf neben Bucha gezeigt. Darauf waren ihre drei Kinder zu sehen, die in einem grosszügigen, modernen Badezimmer am Boden sassan und Schulaufgaben machten. Sie erklärte, dass das der Raum gewesen sei, in dem man die Bombeneinschläge am wenigsten gehört hätte. Diese Menschen wollen zurück in ihre Häuser, in ihre Stadt, in ihre Kultur. Bei uns sind sie sicher, aber verwöhnt werden sie nicht, wie der eine oder andere denken mag. Sie erhalten pro Person und Tag Fr. 10.–, zum Teil weniger, für Essen und Trinken. Da leistet man sich nicht den Bus, um einkaufen zu gehen, das liegt nicht drin. Bei der Lösung all dieser Probleme bildet der Kantönligeist eine weitere Hürde. In einigen Kantonen dürfen die Flüchtlinge arbeiten gehen, in anderen noch nicht, obwohl die Nachfrage aus der Wirtschaft gross ist. Viele Gasteltern wurden mit ihren Fragen und Sorgen allein gelassen – selbst die zuständigen Stellen hatten teilweise keine Antworten, verwiesen sie von A nach B nach C. Und doch geniessen Ukrainer und Ukrainerinnen im Vergleich zu anderen Flüchtlingen gewisse Privilegien.

Hast du noch Kontakt zu den Flüchtlingen?

Ja, zu vielen. Ich engagiere mich momentan, zusammen mit anderen Freiwilligen, in einem Treffpunkt im katholischen Pfarreiheim Hägendorf. Hier können sich Flüchtlinge treffen, austauschen und gespendete Kleider auswählen. Mal organisiere ich einen Grillabend oder einen Ausflug, mal helfe ich beim Liefern von Mobiliar oder sammle alte Fahrräder, damit sie sich bei uns besser zwischen den Dörfern bewegen können.

Was war das schönste Erlebnis?

Eindrücklich war das Erlebnis mit Vladimir, dem alten Mann, der aus einer Region an der russischen Grenze durch Ausgangssperren zu Fuß geflohen ist und in Klöstern übernachtet hat. Gerade noch rechtzeitig hat er es zu unserem Treffpunkt geschafft, alles, was ihm geblieben war, trug er in einigen Plastiksäcken mit. Er konnte mit uns zu seiner Nichte in die Schweiz fahren, und obwohl er nur Ukrainisch sprach, hat er mir mit mehrfachen, innigen Umarmungen seine grenzenlose Dankbarkeit gezeigt. Schön auch die Geschichte der beiden Hunde aus Nikolajew, die von Tierschützern aus einem schwer zerstörten Gebiet gerettet wurden. Man hat sie verschiedenen Menschen mitgegeben, bis sie

900 Kilometer weiter zwischen Gepäck und Füßen in meinem Bus noch einmal 1000 Kilometer reisten und dann in Deutschland endlich der Besitzerfamilie übergeben werden konnten.

Was hat dich am meisten belastet?

Bewegend war immer wieder die Stimmung an der Grenze und im Auffanglager. Diese beklemmende Stille trotz der vielen Leute; Hoffnung und Trauer lagen in der Luft. Die Atmosphäre ist schwer zu beschreiben. Aber belastend waren auch einzelne Schicksale. Und doch wissen wir, dass nur ein kleiner Teil der Menschen geflohen ist. Viele können oder wollen gar nicht weg. Odessa zählt fast eine Million Einwohner. Diese Menschen sind alle noch dort und hoffen, dass der Krieg endlich ein Ende hat.

Würdest du fliehen?

Ich glaube, dass ich das in meiner Situation nicht beurteilen kann. Will man alles, was man sich aufgebaut hat, zurücklassen und ohne Perspektive irgendwo hingehen? Niemand will weg von seinen Wurzeln. Wer flieht, wird immer dazu gezwungen, sei es, weil das Leben bedroht ist, oder weil Unterdrückung und Krieg herrschen. Egal, aus welchen Regionen der Welt unsere Flüchtlinge stammen, es fühlt sich für alle gleich an. Man sollte ihnen zuhören, sie haben viele spannende Geschichten zu erzählen.

Was haben die Fahrten emotional mit dir gemacht?

Die Kontakte zu den Flüchtlingen waren sowohl in den Planungsphasen wie auch während den Reisen sehr bewegend. Es gab sehr intensive Momente und Erfahrungen, die mich ziemlich aufgewühlt haben. Und doch stehen diese Eindrücke in keinem Vergleich zu dem, was die Flüchtlinge selbst durchgemacht haben und, im täglichen Austausch mit ihren Liebsten in der Heimat, noch immer hautnah erleben.

Wirst du wieder fahren?

Momentan nicht, doch mein Einsatz ist nicht zu Ende. Zusammen mit anderen Freiwilligen helfe ich dabei, den Flüchtlingen in der Region den Alltag und Start in einen neuen Lebensabschnitt ein wenig zu erleichtern. Hilfe wird noch immer benötigt. Und es ist wie bei meiner ersten Fahrt: Helfen ist nicht ein Ding der Unmöglichkeit – Hauptsache, man tut es. Das ist momentan das Wichtigste. Später, wenn der Krieg vorbei ist, fahre ich bestimmt wieder in die Ukraine, denn viele wollen mir ihre Heimat zeigen; ich habe Einladungen nach Kiew, Cherson, Irpin neben Bucha, Nikolajew, Odessa oder Charkiw. Auf diese Reise freue ich mich!

